



Ob mit Zahnbürste oder Taucherbrille – Nabiha Dahhan und Thomas Kolodziej dokumentieren ihre Zweisamkeit in Schnappschüssen und machen so die eigene Beziehung zum Kunstobjekt (Titel »Unity«). Paarforscher würden loben: Hier wird Bindungswille gezeigt

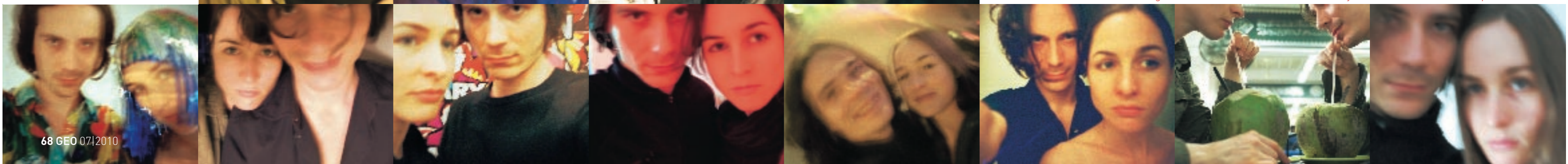
PAARFORSCHUNG

Was uns zusammenhält

Marmor, Stein und Eisen bricht, aber unsere Liebe – die hat ihr eigenes Immunsystem. Wie es funktioniert, welche Ressourcen eine Liebe stärken, welche Kräfte ein Paar gegen Krisen wappnen, das ergründen Psychologen in aufwendigen Studien. Und räumen auf mit liebgewonnenen Klischees

Von Ulrich Renz (TEXT)

Die Fotos auf diesen und den folgenden Seiten entstammen sieben Projekten zum Thema »Liebespaare«



Der Herr vom Forschungsinstitut hat sich für neun Uhr angekündigt. Auf die Minute pünktlich steht er vor unserer Tür. Ich bin noch etwas erhitzt vom Schnelldurchgang mit dem Staubsauger, Kinderklamotten wegpacken, Frühstück abräumen. Besuch ist Besuch. Ich habe es sogar noch geschafft, Kaffee aufzubrühen. Jetzt sitzt Herr Beese mir gegenüber am Wohnzimmerisch, sportliche Jacke, Bärtchen, Bäuchlein, sympathische Erscheinung, Mecklenburger Akzent. Er trinkt den Kaffee schwarz, ich mit Milch.

„Wie zufrieden sind Sie mit Ihrer Beziehung?“ Die Frage prangt auf dem Laptop, das Herr Beese zwischen uns gestellt hat, sodass wir beide hineinschauen können. Zum Anklicken gibt es Kästchen, 0 bis 10. Zehn ist die Bestnote.

Wie zufrieden bin ich mit meiner Beziehung? Gar nicht so einfach... Wir sind jetzt 26 Jahre zusammen, haben drei Kinder, und natürlich hatten wir gute und schlechte Zeiten, haben nicht viel ausgelassen von dem, was man als Paar erleben kann, Beinahe-Trennungen inklusive. Dann die richtige Trennung, drei Jahre lang, als wir schon zwei Kinder hatten, drei Jahre Funkstille, bis auf die Weihnachtsfeste. Und auf einmal stand sie vor meiner Tür, wie aus heiterem Himmel. „Ich will mit dir zusammen sein.“ Und jetzt konnte auch ich Ja sagen, Ja ohne Wenn und Aber, Ja auch zu unserem dritten Kind und Ja vor dem Pastor im Dom.

Zehn Jahre ist das her. Jetzt ist unser Größter schon aus dem Haus. Bald sind wir wieder allein, ein altes Ehepäarchen, „Vieux amants“, fällt mir ein, das Lied von Jacques Brel, von den alt gewordenen Liebenden, die bittersüße Melodie seiner schwierigen Liebe. „Mon amour, mon doux mon tendre merveilleux amour...“ Auch wir haben unsere Melodie gefunden, sind verwoben, verstrickt, verbandelt, meine Liebe, mon amour, meine zarte, wunderbare Liebe...

Ob das wohl bei den anderen auch so lange dauert? Als ich endlich auf mein Kästchen klicke, ist mir fast ein bisschen feierlich zumute.

Die anderen – das sind 12402 Menschen, die nach dem Zufallsprinzip ausgewählt wurden, um an „Pairfam“ teilzunehmen, dem größten Projekt, das Familienforscher in Deutschland je gestartet haben. Hinter der Abkürzung verbirgt sich das Wortmonster „Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics“. Panel analysis, Stichprobenuntersuchung, sagt schon, worum es geht: eine repräsentative Umfrage. Intimate relationships deutet an, dass es sich um Liebesbeziehungen im weiteren Sinn handelt – nicht nur um Paare, sondern um das „System Familie“, das sich in den vergangenen Jahren so schnell verändert hat wie selten in der Geschichte der Menschheit. „Wir

Verheiratete sind dicker als Ledige. Führt der Aufenthalt im »Hafen der Ehe« zu körperlicher Trägheit?

wollen wissen, wohin die Reise geht“, sagt der Bremer Soziologe Johannes Huinink, der so etwas wie der geistige Vater dieses Großprojekts ist.

Besonders viele Erkenntnisse hoffen die Forscher auf der Mikroebene der Liebe zu gewinnen, im kleinteiligen Räderwerk der Paarbeziehung, für deren Erforschung Huininks Kollegin, die Psychologin Sabine Walper, zuständig ist. Man findet sie in ihrem Institut im vierten Stock der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität, einem funktionalen Betonbau aus der Zeit des so-

Wer mit wem – und wie lange wird es diesmal wohl gutgehen? Solche Fragen inspirierten Jon Huck zu seinem Projekt »Couples«. Der Kalifornier porträtierte Paare aus seinem in Beziehungsdingen notorisch sprunghaften Bekanntenkreis und stellte die Bilder wie unschuldige Sammelobjekte in einer Galerie aus – als ironische Reflexion über die Halbwertzeit »ewiger« Liebe

zialdemokratischen Bildungswunders der 1970er Jahre. „Erstaunlich viele weiße Flecken auf der Landkarte“ gebe es auch in diesem Forschungszweig noch immer, sagt die Wissenschaftlerin. Und viel zu wenig gutes Datenmaterial. Vor allem wenn es um jene Faktoren gehe, die Paare stärken. Die dafür sorgen, dass Beziehungen nicht hilfloser Spielball widriger Umstände sind – sondern dass sie über Ressourcen und Reparaturmechanismen verfügen, über eine ganz eigene Widerstandskraft. „Und der wollen wir endlich auf die Spur kommen.“

Pairfam soll dabei helfen, indem die Studie Privatleben quasi in Zahlen umwandelt. Auch wenn das, wie in meinem Fall, schon mal zu Kopfzerbrechen bei den Befragten führt – die Zahlen sind der Rohstoff, aus dem Wissenschaftler alle erdenklichen Zusammenhänge extrahieren. Gibt es zum Beispiel einen zwischen dem Körpergewicht eines Menschen und der Tatsache, ob er verheiratet ist oder nicht? (Gibt es: Verheiratete sind dicker als Unverheiratete.) Aber die Sozialforscher von Pairfam wollen solche Zusammenhänge nicht bloß aufzeigen – sie wollen auch ergründen, wie sie zustande kommen. Gab es zuerst die Henne oder das Ei? Werden die Menschen nach der Hochzeit dicker? Oder heiraten Dicke häufiger als Dünne? (Die erste Antwort ist richtig.)

Um solche – nur scheinbar banalen – Zusammenhänge zu finden und daraus Schlüsse zu ziehen, genügt es nicht, die



Kai und Kammy

Jeff und Andrea



Philip und Bridgette

Jason und Jenny



Alex und Elinor

Dylan und Katie



Wie sähe mein Leben aus, wenn ein anderer des Weges gekommen wäre? Die tschechische Fotografin Dita Pepe stellt sich unterschiedlichen Männern an die Seite und spekuliert sich in fremde Beziehungswelten hinein



bei einer Momentaufnahme gefundenen Parameter miteinander zu verknüpfen. Man muss auch wissen, wie sich die „Messwerte“ im Laufe der Zeit verändern. Und genau das macht Pairfam: Dieselben 12402 Menschen werden Jahr für Jahr aufs Neue befragt. Die erste Welle, im Jahr 2008 begonnen, ist bereits abgeschlossen, die zweite läuft derzeit. Am Ende, geplant für das Jahr 2020, können die Forscher quasi Filmsequenzen von Beziehungskarrieren auswerten. Und mit solchen „Längsschnittdaten“ lassen sich wirklich Ursachen erkennen – also Henne und Ei auseinanderhalten. Und im besten Fall kann man dann sogar die große Frage klären, warum manche Beziehungen Stress besser aushalten als andere.

Widerstandskraft, Ressourcen, Reparaturmechanismen – in den Begriffen spiegelt sich das, was Sabine Walpers amerikanischer Kollege Frank Fincham, einer der profiliertesten Paarforscher, als das „neue intellektuelle Klima“ in seiner Zunft bezeichnet hat. Man kann es auch als Hinwendung zum Positiven betrachten. Noch vor wenigen Jahren beschäftigten sich Forscher fast nur mit dem, was Paare belastet – ihren Schwächen, Risiken, Defiziten. Was man über Zweisamkeit wusste, kam überwiegend aus der Praxis von Psychotherapeuten, und entsprechend wurde das Paar meist als Patient gesehen, dessen Prognose – wenn überhaupt – nur der Spezialist verbessern konnte. Im Zentrum der Aufmerksamkeit standen Konflikte. „Negatives Konfliktverhalten“ galt als entscheidender Faktor für das Wohl und Wehe einer Beziehung. Weltweit überboten sich Psychologen bei dem Versuch, anhand des Konfliktverhaltens die Trennungswahrscheinlichkeit eines Paares bis auf die Stelle hinter dem Komma vorherzusagen.

Dass diese „klinisch-pathologische“ Sichtweise der Paarbeziehung ins Wanken geriet, hat unter anderem mit einer Studie aus dem Jahr 1995 zu tun. Ben-

jamin Karney und Thomas Bradbury von der University of California in Los Angeles stellten in einer Metaanalyse verschiedener älterer Studien fest: Ob sich Paare streiten und auf welche Weise, hat überraschend wenig damit zu tun, wie zufrieden sie in ihrer Beziehung sind. Sie können sich offenbar im Streit zerfleischen, doch ansonsten liebevoll umsorgen.

Auf die Bindungskräfte, die dabei eine Rolle spielen, richten Wissenschaftler heute ihre Aufmerksamkeit. Denn Liebe, so die neue Sicht, hat ihr eigenes, höchst kompliziertes Immunsystem.

„Resilienz“ heißt das Zauberwort. Der Begriff kommt aus der Entwicklungspsychologie und wurde im Zusammenhang mit der Beobachtung geprägt, dass viele Kinder mit sehr ungünstigen Startchancen – misshandelte Heimkinder etwa – es irgendwie schaffen, später ein normales Leben zu führen.

Offenbar wirkt diese Widerstandskraft auch in Zweierbeziehungen. Sie führt dazu, dass Paare trotz aller Stressfaktoren ihre Verbindung schützen können. Worin liegt das Geheimnis dieser Krisenfestigkeit? Warum schaffen es die einen, sich nach einer Krise wieder aufzurappeln, und die anderen nicht? „Wir wissen viel über die Resilienz bei einzelnen Personen, aber wenn es um die von Familienbeziehungen geht, stehen wir ziemlich am Anfang“, sagt Sabine Walper, „Das ist einer der Gründe, warum es Pairfam gibt.“

Wer die Literatur zur Paarforschung überblickt, ist über die Aussage der Wissenschaftlerin zunächst verwundert. Kaum ein Risiko- und Schutzfaktor, der nicht längst beforscht wäre: Katholiken haben stabilere Beziehungen als Protestanten. Ostdeutsche stabilere als Westdeutsche. Schöne Menschen nicht mehr, aber auch nicht weniger Glück in der Liebe als minder schöne. „Schwierige“ Menschen haben in aller Regel auch schwierige Beziehungen. Bei Gewissenhaften ist es dafür umgekehrt. Und ja, es macht einen Unterschied, ob

Sie zur Miete wohnen oder in den eigenen vier Wänden: Wohneigentum senkt das Scheidungsrisiko um 54 Prozent.

Und ob sich gleich und gleich tatsächlich gern gesellt? Und wie! Je ähnlicher sich zwei Partner sind, umso glücklicher ist ihre Beziehung. Das gilt bis zu den Vornamen: Wenn die mit demselben Buchstaben anfangen, ist die Verbindung stabiler. Warum auch immer.

Stress – in Hunderten Studien dokumentiert – ist der große Beziehungskiller, der finanzielle Stress genauso wie jener am Arbeitsplatz. Aber auch der, den chronisch kranke Kinder oder pflegebedürftige Eltern verursachen. Dagegen gilt Gerechtigkeit bei der häuslichen Aufgabenverteilung als klarer Resilienzfaktor: Wenn auch die Männer öfters putzen oder kochen, sind die Paare insgesamt glücklicher miteinander.

Geteilte Freizeit schützt ebenfalls. Gerade bei Paaren mit Nachwuchs. Je mehr die Partner trotz der Kinder ihre Freizeit gemeinsam zweisam verbringen, desto besser läuft es in der Beziehung. „In Verbindung bleiben“ heißt schlicht, etwas zusammen zu machen. Liebe ist eine Tätigkeit.

Und trotzdem: So beeindruckend die Liste der immunstärkenden Mittel ist – wie und warum sie helfen, ist meist völlig ungeklärt. Ist es etwa die gemeinsam verbrachte Zeit, die eine Beziehung besser macht? Oder verbringen die Partner eben mehr Zeit miteinander, weil ihre Beziehung gut ist? Und dann: Wel-

Die Paarbeziehung schützt sich selbst, indem sie alltagskompatibel wird. Und mit weniger Sex auskommt

che der Faktoren sind eigentlich veränderbar? Zwei Eheleute haben es wohl kaum in der Hand, ob sie einander ähnlich sind oder nicht. Oder vielleicht doch. Können gemeinsame Interessen nicht auch im Laufe einer Beziehung entstehen? Gibt es so etwas wie gemeinsame Wachstumsprozesse, und unter welchen Bedingungen entstehen sie?

Um das alles zu entwirren, brauchen die Forscher den Längsschnitt, den Pairfam durch das Beziehungsgeflecht zieht. Und damit auch den Fragebogen, der vor mir auf dem Bildschirm steht. Ich bin bei Frage 123 angekommen und somit beim „heiklen“ Teil. Herr Beese hat seinen Computer an mich übergeben, wir sind im CASI-Modus – Computer Assisted Self Interview –, nur der Computer und ich. Herr Beese lehnt sich möglichst weit zurück. Nachher wird er mir verraten, dass er manchmal eine Zeitschrift mitbringt, der Interviewer soll so abwesend wirken wie möglich.

Wie zufrieden sind Sie mit Ihrem Sexleben? Die Skala geht wieder von 0 bis 10. Nein, ich werde nicht verraten, welches Kästchen ich angeklickt habe. Sagen kann ich aber, welche Note die anderen Befragten ihrem Liebesleben geben: durchschnittlich 6,5. Hinter dieser Zahl versteckt sich ein buntes Bild: Verheiratete (die im Mittel zufriedener sind als Unverheiratete), Singles (die den Schnitt arg nach unten ziehen), oder frisch Verliebte (die Bestnoten vergeben – bevor sie nach ein, zwei Jahren wieder im Mittelfeld ankommen).

Und welche Rolle spielt der Sex für eine glückliche Beziehung?

Von Pairfam ist eine Antwort auf solche Fragen erst in ein paar Monaten zu erwarten, wenn die Daten der zweiten Welle aufbereitet sind. Halten wir uns einstweilen an die Ergebnisse der „Drei-Generationen-Studie“ des Sexualwissenschaftlers Gunter Schmidt und seiner Hamburger Forschungsgruppe. „Kommt ganz drauf an“, lautet deren sibyllinisches Fazit.

Auf das Alter? Mitnichten. Die „Koitusfrequenz“ hängt allein von der Beziehungsdauer ab. Egal, ob 30, 45 oder 60 Jahre alt, alle tun es gleich oft, wenn sie in gleich alten Beziehungen leben.

Im Durchschnitt gehen Paare in den ersten beiden Jahren etwa zehnmal im Monat miteinander ins Bett. Danach halbiert sich die Koitusfrequenz nach und nach – und pendelt sich ab dem zehnten Beziehungsjahr bei etwa einmal pro Woche ein. Über die nächsten 20 bis 25 Jahre ist sie erstaunlich stabil. „Eine 60-jährige Frau, die zwei Jahre mit ihrem Partner zusammen ist, ist sexuell aktiver als ein 30-Jähriger, der zehn Jahre liiert ist“, bringen die Forscher den Befund auf den Punkt.

Die sexuelle Umtriebigkeit lässt im Laufe der Partnerschaft also zuverlässig nach. Und das ist gut so.

„Denn was wäre, wenn ein Paar sich immer so unermüdlich um sich selber drehen würde wie in der Anfangszeit?“, fragt die Soziologin Silja Matthiesen aus der Hamburger Forschungsgruppe. „Die Verliebtheitsphase ist nötig, um die Partnerschaft aufzubauen, aber danach muss Energie auch für andere Aufgaben da sein.“ Die Paarbeziehung schützt sich selbst – indem sie alltagskompatibel wird. Und mit weniger Sex auskommt.

Nun sagt die Häufigkeit nichts über das tatsächliche Verlangen nach Geschlechtsverkehr aus. Noch weniger darüber, ob Sex überhaupt dazu beiträgt, eine Verbindung widerstandsfähig zu machen. Nach der Hamburger Studie sind in der Anfangszeit einer Beziehung Männer und Frauen gleichermaßen begehrt auf Sex. Die Lust flaut dann aber, vor allem bei der Frau, deutlich ab.

Wenn es um den Wunsch nach nicht-erotischer Zärtlichkeit geht, sieht es genau andersherum aus. „Klingt wie aus dem Museum für Geschlechts-Stereotype“, schreiben die Autoren – erklären den Befund aber ganz modern als eine Art Arbeitsteilung: Der Mann sorgt dafür, dass das Paar den Sex nicht vergisst, die Frau ist für das Ressort „nichtsexuel-

le Intimität“ zuständig. „Wir sollten ein solches Ungleichgewicht nicht beklagen, sondern als Stimulans für die Lebendigkeit der Beziehung betrachten.“

Am Ende kommen die meisten Paare im Bett zu einem „freundlichen Kompromiss“, wie es der Heidelberger Sexualforscher Ulrich Clement nennt.

Liebe ist ein Wort. Wohneigentum hingegen senkt das Scheidungsrisiko real um 54 Prozent

Inwieweit dieser manchen Männern dadurch erleichtert wird, dass sie ihre Wünsche allein in Deutschland bei 400 000 Prostituierten ausleben können – das hat bis dato kein Forscher beantwortet.

Dass Männer auch zu Hause eine Menge für ihr Sexualeben tun könnten, wenn sie sich im Bett nur klarer mitteilen würden, legt eine Untersuchung der Universität Göttingen nahe. Dort haben Wissenschaftler per Internet-Fragebogen erhoben, dass in Partnerschaften nur ein Drittel aller erotischen Wünsche der Männer erfüllt werden. Frauen bleiben immer noch auf gut der Hälfte ihrer Sexbedürfnisse „sitzen“. So weit, so traurig. Bei der anonymen Befragung der jeweiligen Partner zeigte sich dann aber ein positiver Befund: Frauen würden mehr als die Hälfte der geheimen Männerfantasien gern erfüllen. Bei den weiblichen Wünschen sieht es noch netter aus: Auf gut zwei Drittel von ihnen würde sich der Partner einlassen – wenn er denn davon wüsste.

Fragt sich nur noch: Braucht eine gute Beziehung unbedingt guten Sex? Oder ist es eher andersherum: dass eine gute Beziehung eben guten Sex mit



1991



1991



1994



2000



2009

Wie wir miteinander wachsen und altern, dokumentiert der Brite Zed Nelson in seiner Studie »The Family«, die er begann, als die Frau eines Freundes schwanger wurde. Seither fotografiert er die Familie Jahr für Jahr, vor neutralem Hintergrund, im immer gleichen Licht

sich bringt? Wieder so ein Henne-Ei-Problem der Paarforschung. Und auch wenn diese Frage völlig auf der Hand zu liegen scheint, so betrifft sie doch immer einen der großen „weißen Flecken“ des Fachgebiets. Bisher hat sich nur eine einzige Studie mit dem Thema befasst. Ihr Ergebnis: Zufriedenheit im Bett führt tatsächlich zu mehr Zufrie-

Gern würden wir die geheimen Sexwünsche unserer Partner erfüllen – wenn wir nur davon wüssten

denheit mit der Partnerschaft. Dagegen hat die Zufriedenheit mit der Beziehung keinen Einfluss auf die sexuelle Zufriedenheit! Demnach wäre Sex – nein, guter Sex – eine permanente Frischzellenkur für die Ehe, ein Resilienzfaktor, der helfen dürfte, Enttäuschungen auf anderen Gebieten wegzustecken.

Die Ergebnisse der US-Studie sind jedoch – insbesondere wegen ihrer recht kleinen Stichprobe – alles andere als in Stein gemeißelt. Pairfam mit seiner „statistischen Kraft“ ist wie geschaffen, um hier zur Klärung beizutragen.

Für alle, die Sex als Allheilmittel ausrufen, enthalten die bis dato verfügbaren Pairfam-Daten schon einen Dämpfer: Sexuelle Zufriedenheit und die allgemeine Beziehungszufriedenheit hängen demnach nur zu knapp 20 Prozent zusammen. Vier Fünftel der „Zufriedenheitsfaktoren“ eines Paares liegen also außerhalb des Schlafzimmers.

Sind Sie im vergangenen Jahr fremdgegangen? Herr Beese ist immer noch weit weg und starrt Löcher in die Luft. Der Ofen bullert leise vor sich hin.

Und ich bin allein mit dieser Frage auf dem Monitor.

Wie viele werden hier ehrlich antworten? Auch wenn ihnen absolute Anonymität zugesichert wurde, bei vielen wird das Misstrauen überwiegen. Oder vielleicht die Angst, dass gleich die Tür aufgehen und der Partner/die Partnerin einen Blick über die Schulter des Probanden werfen könnte. Genauso wie bei anderen Befragungen werden auch bei Pairfam nicht alle Kreuzchen da sitzen, wo sie hingehören.

Untreu zu sein hat unter Homo sapiens keinen guten Ruf. Auch die anderen paargebundenen Spezies – Singvögel etwa – behandeln ihre Affären mit höchster Geheimhaltung. Nur dass sie sich uns Menschen dann doch verraten, nämlich durch die Zahl der Nachkommen, die nach genetischen Analysen nicht vom Partner stammen. Von der Blaumeise ist bekannt, dass zehn Prozent der Kopulationen nicht mit dem „eigentlichen“ Partner passieren.

Und beim Menschen? Verlässliche genetische Studien liegen für menschliche „Kuckuckskinder“ nicht vor. Die ersten Pairfam-Ergebnisse zeigen aber: Ganz so bunt wie die Blaumeisen scheinen wir es nicht zu treiben. Knapp vier Prozent der Befragten bekennen sich zu einer Affäre in den vergangenen zwölf Monaten – und damit weniger als bei der Hamburger Studie, wo knapp zehn Prozent eine Außenbeziehung angaben. Ob sich in dieser Diskrepanz unterschiedliche Erhebungsmethoden oder die Verführungen der Großstadt spiegeln, müssen genauere Analysen aufklären. So funktioniert Wissenschaft nun einmal. Die Wahrheit liegt immer in der Zukunft.

Aber halten wir uns einmal an die vier Prozent von Pairfam. Das wären in Deutschland knapp zwei Millionen Nebenbeziehungen. Und genauso viele „Tänze auf dem Vulkan“ – Seitensprünge sind nun einmal der häufigste Grund für Trennungen, und das ist auf der ganzen Welt so (zumindest in den aller-

meisten der 160 dazu untersuchten Kulturen). Untreue ist toxisch für das Immunsystem der Liebe.

Und doch scheint Untreue unausrottbar zum „Roman des Lebens“ zu gehören, wie die Evolution ihn geschrieben hat. Wirklich monogam ist nur eine Handvoll Arten, darunter der Seeadler, der sich im Leben nur mit einem einzigen Partner zusammen tut.

„Mäßig polygam“, lautet die Diagnose der Biologen für den Menschen. Von den vielen Tausend Kulturen, die je diesen Planeten bevölkert haben, zeigen alle bisher bekannten irgendeine Spielart der Polygamie: von den Harems der Azteken bis zu den Mätressen im Europa des 18. Jahrhunderts. In vielen Stammesgesellschaften werden Nebenbeziehungen für eines oder beide Geschlechter toleriert. Wo immer aber die „exklusive“ Verbindung zur sozialen Norm aufstieg, wurde sie durch mehr oder weniger geheime Nebenbeziehungen unterwandert. Manche Biologen nennen unsere Spezies deshalb (wie übrigens auch die Blaumeise) „sozial monogam“ – will heißen: Die sozialen Normen stehen auf Monogamie, die Realität sieht aber anders aus.

Auch deshalb ist das, was wir „Liebe“ nennen, so facettenreich und widersprüchlich, dass unsere Sehnsüchte darin nicht immer richtig aufgehen wollen. Fragt man „Fremdgeher“ nach ihrem Beziehungsglück in der „Hauptpartnerschaft“, fallen die Antworten –

Menschen und Meisen gelten als »sozial monogam«. Soll heißen: Sie nehmen es mit der Treue nicht so genau

GLEICH UND GLEICH ... WIRD IMMER GLEICHER!

Darmflora, Schlafrhythmus, Gesichtszüge: Wenn zwei sich lieben, nähern sich, neuesten Erkenntnissen zufolge, auch ihre körperlichen Merkmale einander an. Das ist oft hilfreich. Aber es kann auch Schaden anrichten

Wer sich vereint, wächst zusammen. Nicht nur auf emotionaler, sondern auch auf körperlicher Ebene gleichen sich Liebende im Laufe der Jahre aneinander an. Das geht so weit, dass der regelmäßige Austausch von Körperflüssigkeiten sogar Leben retten kann: Wenn ein Partner dem anderen etwa eine Niere spendet, reagiert das Immunsystem des Empfängers weniger heftig als auf das Organ eines völlig fremden Menschen.

Eine Art Gewöhnungseffekt sei das, sagt der Tübinger Transplantationsexperte Alfred Königsrainer: „Durch Speichel und Sperma werden kontinuierlich Eiweißstoffe ausgetauscht. Das wirkt so ähnlich wie eine Desensibilisierungsbildung bei Allergien: Wird man ständig mit einer kleinen Dosis eines fremden Stoffes belastet, entwickelt man mit der Zeit eine Toleranz dafür.“

Das beobachten auch Urologen, wenn sie bei frisch verliebten Frauen eine „Honeymoon-Zystitis“ behandeln. So nennt man eine Blasenentzündung, die in den ersten Monaten einer Beziehung auftritt, wenn beim Sex Bakterien aus dem Körper eines noch neuen Partners in die Blase gelangen. Auf die Mikroben reagiert der Körper oft mit Entzündungen – die Keime sind ihm fremd, denn die Keimbiedlung eines Menschen ist so einzigartig wie ein Fingerabdruck. Mit der Zeit aber gleicht sich die Bakterienflora zweier Liebender aneinander an, die „Honeymoon-Beschwerden“ lassen nach.

Auch beim Küssen wechseln jede Menge Mitbewohner den Wirt: In einem Milliliter Speichel befinden sich bis zu einer Milliarde Lebewesen – neben Bakterien auch Hefepilze, Amöben und

Geißeltierchen. Die Übertragungsraten etwa des Parodontose-Bakteriums *Actinobacillus actinomycetemcomitans* liegt zwischen Paaren bei 36 Prozent. Bei aller Liebe sollte man deshalb auf die gemeinsame Zahnbürste verzichten, um den unliebsamen Keim nicht auch noch in die Schleimhaut einzumassieren.

Doch nicht alle Erreger, die ein Paar austauscht, müssen gefährlich sein. Entwarnung gibt der Pathologe Michael Vieth etwa bei *Helicobacter pylori* – einem Bakterium, das sich in der Magenschleimhaut einnistet, jahrzehntelang Giftstoffe produzieren und etwa Magengeschwüre auslösen kann. Der Keim wird zwar durch Küssen übertragen, viel anrichten kann er bei Erwachsenen aber nicht: „Die Infektion erfolgt meist im Kindesalter“, sagt Vieth. „Ist das Immunsystem ausgereift, kann sich das Bakterium nur noch schwer ansiedeln.“

Fakt bleibt: Etliche Leiden treten bei Paaren im Zweierpack auf. Hat ein Partner ein Magengeschwür, verdoppelt sich die Wahrscheinlichkeit, dass auch der andere darunter leidet. Bei Asthma ist die „Ansteckungsgefahr“ um 69 Prozent erhöht, bei Depression um das Doppelte.

Untersuchungen sprechen aber dafür, dass viele dieser Krankheiten schon vor der Heirat in beiden Partnern angelegt waren – und dass sich Menschen mit ähnlichen Anfälligkeiten einfach häufiger verbinden. Gemeinsame Laster und Tugenden wie Rauchen, Sporteln und Schlemmen führen von vornherein zu ähnlichen Risikoprofilen. Der Grundstein für geteiltes Leid wird also oft schon bei der Partnerwahl gelegt.

Manche Parallelen zwischen Paaren entwickeln sich dagegen im jahrelangen Zusammenspiel immer weiter. Spätestens bei der Silberhochzeit, behaupten

US-Forscher, seien die meisten Menschen im wahrsten Sinne des Wortes von ihrer Beziehung gezeichnet. Die Wissenschaftler attestieren Partnern nach 25 Jahren Ehe Gesichtszüge, die sich weit mehr gleichen, als die zweier zufällig ausgewählter Menschen. Der Grund dafür: Das ständige Einfühlen der Partner ineinander führe auch zum unbewussten „Nachahmen“ von Mimik. Dadurch würden Ausstrahlung, Kopfhaltung und Falten mit der Zeit immer ähnlicher.

Im Bett geht die Annäherung unter Umständen über den reinen Körperkontakt hinaus. In den ersten Jahren einer Beziehung kann sich der Schlafrhythmus der Partner angleichen. „Dabei gibt meist derjenige den Takt vor, der in der Beziehung die Hosen anhat“, sagt der Schlaf Forscher Jürgen Zulley. Soll sich also ein schüchterner Schlecht schläfer mit einem dominanten Gut schläfer zusammenschließen? „Das kann helfen“, sagt Zulley. Aber es kann auch schaden: Die Angleichung des Schlafverhaltens wird mit den Jahren eher wieder schwächer. Das eigene, genetisch verankerte Schlafmuster setzt sich wieder durch – und da kann ein schnarchender Langschläfer an der Seite ganz schön nerven. Bettina Gartner





»Zwei alte Menschen, die einander lieblosen – das sollte eigentlich ein Bild sein, das selbstverständlich ist«, sagt Willy Puchner. Ist es aber nicht, denn öffentliche Zärtlichkeit gehört allein der Jugend. Bewusst zeigt seine Serie »Liebe im Alter« Paare, die auch jenseits der 70 nicht voneinander lassen



ZWEISAMKEIT IN ZAHLEN

Heiratsalter, Scheidungsrate, Single-Quote – ein internationaler Vergleich

Der Traum von glücklichen Beziehungen wird weltweit geträumt. Jeder zweite Bürger in 25 untersuchten OECD-Staaten heiratet zumindest einmal im Leben. In welchem Alter, das ist regional unterschiedlich. In Europa zögern die Skandinavier am längsten vor dem Gang zum Standesamt, schwedische Frauen heiraten im Schnitt mit 30 Jahren, Männer mit 32,5. Im Mittelfeld liegen Mittel- und Südeuropäer. Und in den ehemaligen Ostblockstaaten zieht es Paare am frühesten vor den Traualtar, mit 24 beziehungsweise 26 Jahren. In allen OECD-Staaten sind Frauen bei der Eheschließung zwei bis drei Jahre jünger als Männer.

In anderen Regionen heiraten oft eher Mädchen denn Frauen – und das häufig gegen ihren Willen. So sind mehr als die Hälfte aller Bräute in Afghanistan jünger als 16 Jahre. In manchen islamischen Regionen werden Mädchen sogar noch früher verheiratet.

Große Unterschiede gibt es auch bei der Entscheidung, sich wieder zu trennen – auch wenn die Scheidungsraten überall auf der Welt seit den 1970er Jahren stetig ansteigen. Statistisch gesehen, scheinen Mann und Frau einander in Peru am treuesten zu sein: Auf 1000 Einwohner kommen dort 0,1 Scheidungen. Auch in anderen katholisch geprägten Ländern sind die Scheidungsraten sehr niedrig, etwa in Italien und Irland (0,8). Den Trennungsrekord hält Guam (11,9 pro 1000 Bürger), gefolgt von Botswana (6,9). Deutschland liegt mit 2,3 im Mittelfeld.

Zum Teil gestiegen sind die Scheidungsraten auch in islamischen Ländern. In der Türkei haben sie sich seit 1970 mehr als vervierfacht, von 0,3 auf 1,3 pro 1000 Einwohner. Ebenso im Iran. Westliche Einflüsse und ein neu

erstarktes Selbstbewusstsein führen auch im „Gottesstaat“ dazu, dass immer mehr Frauen die Scheidung verlangen.

Selbst in China, wo eine gescheiterte Ehe lange als Makel auf Lebenszeit galt, stieg die Zahl der Scheidungen von 285 000 (1978) auf 1,89 Millionen (2006) pro Jahr an, also auf 1,5 pro 1000 Einwohner. Seit 2003 ist es dort auch möglich, sich binnen Stunden einvernehmlich zu trennen – für umgerechnet einen Euro. Offenbar macht diese Option aber auch Mut zur Bindung: Nach einem kurzzeitigen Rückgang wuchs die Zahl der Eheschließungen von 2005 auf 2006 um 13 Prozent an.

An der mittleren Ehedauer vor einer Scheidung hat sich in weiten Teilen der Welt zwischen 1980 und 2005 wenig verändert: Im Vergleich der OECD-Länder gehen US-amerikanische Paare im Durchschnitt am frühesten wieder getrennte Wege – nach acht Jahren. Schweizer, Norweger und Belgier halten am längsten durch (fast 13 Jahre), dicht gefolgt von Niederländern, Isländern, Australiern und Portugiesen.

Auch eine lange unbeachtete Lebensform wird von Statistikern zumindest in den Industrieländern seit einigen Jahren registriert: der Single. Nicht unerwartet weisen die Daten den größten Singleanteil in liberalen OECD-Staaten wie Dänemark (24,1 Prozent), Frankreich (22,8 Prozent) und Norwegen (19,3 Prozent) aus. Bei Ländern, in denen traditionell Familie und Religion eine große Rolle spielen, lebt ein kleiner Anteil der Bevölkerung offiziell alleinstehend (Türkei 3,9 Prozent, Portugal 7,0 Prozent, Rumänien 7,6 Prozent). In Deutschland leben 16,4 Prozent aller Männer und Frauen als Single, in der Altersgruppe von 20 bis 34 sind es noch 20,3 Prozent. Catarina Pietschmann

so die Pairfam-Daten – zurückhaltend aus. Aber Vorsicht: Die Frage, ob die mangelnde Zufriedenheit auch die Ursache für den Seitensprung war, ist damit nicht geklärt. Die Momentaufnahme erfasst gleichermaßen Paare, deren Zerrüttung erst nach dem Seitensprung zustande gekommen ist, wie solche, die schon vorher Probleme hatten.

Die Daten anderer Erhebungen lassen vermuten, dass Seitensprünge erstaunlich wenig mit dem Liebesglück in der Partnerschaft zusammenhängen: Ob zufrieden oder nicht, so scheint es – Seitensprünge kommen vor. Nach der Hamburger Studie sind allenfalls weibliche Seitensprünge ein Indiz für eine etwas geringere Partnerschaftszufriedenheit. Auch hier wird die ganze Wahrheit erst ans Licht kommen, wenn das Liebesleben der Pairfam-Paare über Jahre in Zahlen übersetzt sein wird.

Möglicherweise ist die Neigung eines Menschen zu Seitensprüngen mehr mit Faktoren verknüpft, die außerhalb seiner Beziehung liegen. Vielleicht mit dem eigenen Aussehen? Darauf bietet Pairfam schon jetzt eine definitive Antwort (die auch das populäre Vorurteil widerlegt, wonach die schönen Menschen auch die flatterhaftesten sind): Nein – attraktive Menschen haben nicht mehr und nicht weniger Affären als weniger gut aussehende. Stattdessen scheint die „Persönlichkeit“ den entscheidenden Unterschied bei der Seiten-

Glückliche Paare zerreißen die Schuldscheine der Liebe. Unglückliche horten sie, um später aufrechnen zu können

sprung-Neigung zu machen. Nach der Hamburger Studie haben zwei Drittel der Befragten noch nie eine Außenbeziehung gehabt – das verbleibende Drittel dafür umso öfter. Offenbar gibt es Menschen, die mehr zu Untreue neigen als andere. Dass hinter solchen Mustern auch genetische Faktoren stecken, gilt zunehmend als wahrscheinlich.

Zumindest ein weiterer Befund lässt sich aus den Pairfam-Daten schon heute ableiten: Fremdgehen beruht nicht selten auf Gegenseitigkeit – wenn einer der Partner untreu wird, ist die Wahrscheinlichkeit, dass auch sein Pendant fremdgeht, um ein Vielfaches höher als in der Durchschnittsbevölkerung.

Im Liebesroman unserer Spezies ist das Untreue-Kapitel mit Blut und Tränen geschrieben. Für die Resilienzforscher ist aber vor allem interessant, dass es immer wieder Paare gibt, die Seitensprünge tatsächlich verkraften. Woran liegt es, dass sich die einen wieder aufrappeln, die anderen nicht? Welche Faktoren geben einer Liebe die Widerstandskraft, die dafür nötig ist?

„Forgiveness“ – so lautet eine Antwort, die immer häufiger zu hören ist. Die „Bereitschaft, zu vergeben“, so vermuten viele Forscher, ist das zentrale Geheimnis der Resilienz von Paaren. Auch das mag wiederum banal klingen. Und ist doch unendlich kompliziert.

Denn es geht nicht um ein leichtfertiges Vergeben und Vergessen, sondern im Gegenteil um die bewusste Entscheidung, etwas zu überwinden. Das, was die Forscher Forgiveness nennen, ist ein aktiver, innerer Prozess, der sich allein im Verzeihenden abspielt. „Vergeben tut man unter zwei Augen“, schreibt der Heidelberger Paartherapeut Arnold Retzer. Natürlich wird der Prozess erleichtert, wenn der andere etwa um Verzeihung bittet. Aber im Kern geht es um Selbstreinigung von unguuten Gefühlen wie Rache, die sich oft über Jahre angestaut haben. Je näher sich Menschen aufeinander einlassen, umso mehr entstehen Enttäuschungen, und oft werden

daraus offene Rechnungen. „Schuldscheine der Liebe“ könnte man sie nennen. Forgiveness bedeutet im Kern, dem anderen diese Schulden zu erlassen, und zwar endgültig.

Die Forschung zu diesem Thema ist noch jung. Aber schon heute ist klar dokumentiert, dass die Bereitschaft, zu vergeben, einen entscheidenden Einfluss auf die Qualität von Beziehungen hat. Empathie-Forscher versuchen zu ergründen, wie stark das Verzeihenkönnen mit dem (messbaren) Talent eines Menschen zusammenhängt, sich in sein Gegenüber hineinzusetzen, um dessen Verhalten besser zu verstehen.

Die Erwartungen an Pairfam sind auch in dieser Frage riesig: Unter den 12 402 Befragten werden über die Jahre viele Hundert Seitensprünge zusammenkommen. Wie wirkt sich die kognitiv-emotionale Ausstattung der Partner auf die Bewältigung solcher Krisen aus? Was werden wir daraus lernen können?

Wenn wir beim Bild vom Immunsystem der Liebe bleiben, dann ist die Fähigkeit, zu vergeben, vielleicht dessen kaum erforschter innerer Kern. „Eine glückliche Ehe ist die Verbindung von zwei Vergebenden“, bringt es Frank Fincham gern mit dem Zitat des Humoristen Robert Quillen auf den Punkt.

Wie viel Zuneigung erwarten Sie in der Beziehung?“ Herr Beese und ich sind im Abschnitt „Erwartungen an Partnerschaften“ angekommen, der Rechner ist wieder in der Mitte zwischen uns, Herr Beese hat wieder das Kreuzemachen übernommen. Zuneigung – zur Auswahl stehen fünf Kästchen zwischen „erwarte ich überhaupt nicht“ und „sehr stark“. Kann man jemals zu viel Zuneigung bekommen?

Fast trotzig lasse ich die fünf ankreuzen. Ich weiß sehr wohl, was die Forscher bei solchen Fragen im Hinterkopf haben: Hohe Erwartungen an die Partnerschaft tun einem Paar zwar gut – aber überzogene Erwartungen sind Gift. „AMEFI“ nennt der Hamburger Paarbe-

rater Michael Mary diese Glücksprojektionen – „Alles mit einem und für immer“. Und er bezeichnet sie, für den Fall, dass Partner auch nach ihrer verliebten Anfangsphase daran festhalten, als „das sicherste Rezept, eine Beziehung an die Wand zu fahren“. Wer von einer Zweisamkeit alles erwartet, Vertrautheit, wilden Sex, romantische Gefühle, Freundschaft, der kann nur enttäuscht werden.

Die Formel für den Beziehungstod durch überzogene Erwartung: »Alles mit einem, und zwar für immer und ewig«

Nicht ganz unschuldig an solchen überzogenen Erwartungen sind die vielen Ratgeber, die ihre Auflagen mit Versprechungen aufblasen. Die Leser werden darin mit „Geheimnissen“ vertraut gemacht, deren Aufdeckung das „richtige“ Streitverhalten oder die „richtige“ Nähe ermöglichen soll. Mit den „richtigen“ Übungen wird der Weg zum „Starkstromsex“ frei gemacht, wie es in einem Bestseller heißt. Wer die Regeln befolgt, werde belohnt: mit „leidenschaftlicher Liebe, ein Leben lang“.

Viele Psychologen sehen in solchen Heilsversprechen inzwischen eher einen Teil des Problems als dessen Lösung. „Lob der Vernunftthe“ – der Titel des neuesten Buches von Arnold Retzer, ist bezeichnend für einen resignativen Realismus, der sich unter Paartherapeuten breitzumachen scheint.

Wenn auch das Wort Realismus in Verbindung mit Liebe wie eine kalte Dusche wirkt: Das Wissen darum, dass Liebe eben nie ideal sein kann, ist wo-



Das Ende der Beziehung muss nicht das Ende der Liebe zum Expartner bedeuten. Jenes oft schal klingende »Lass uns Freunde bleiben« kann auch in Wahrheit aufgehen – das zeigen Rachel Hermans Bilder. Sie sprechen aber auch von der emotionalen Achterbahn, in die ihre »Ehemaligen« sich stürzen





In Niagara Falls, Amerikas Honeymoon-Hauptstadt, fotografierte Alec Soth Symbole der Liebe – unter anderem diese mit romantischem Hintersinn gefalteten Handtücher in einem Motel

möglich die wichtigste Voraussetzung für ein dauerhaftes Zusammensein – so etwas wie eine Schutzimpfung für die Liebe gegen jene Enttäuschungsinfektionen, die wie eine Grippe über alle Partnerschaften kommen. Auch über die, deren Liebesglück uns am Anfang wie aus dem Märchenbuch erscheint: Denn ob zwischen zwei Menschen eine verlässliche Bindung zustande kommt, steht nicht im Zusammenhang mit dem Maß ihrer anfänglichen Verliebtheit. Verliebtheit als „Wegbereiter“ der Bindung hat sich damit als Mythos entpuppt – was auch erklärt, warum in Ländern mit arrangierten Ehen die spätere Zufriedenheit der Ehepartner nicht geringer ist als in Gesellschaften mit dem Ideal der Liebesheirat.

Überhaupt lässt sich trefflich streiten, ob Menschen ihre Partner zielgerichtet auswählen. Vielmehr scheint eine Art Lotterie die Partnerwahl zu bestimmen, das legen jedenfalls Befunde der Verhaltensgenetik nahe. David Lykken, der Pionier dieses Fachgebiets, wertete die psychologischen Profile von

738 Zwillingspaaren und deren jeweiligen Partnern aus. Wenn Partnerwahl wirklich ein zielgerichteter Prozess mit individuellen Präferenzen wäre, so sein Gedanke, dann müssten Menschen, die sich sowohl genetisch als auch vom sozialen Umfeld her so ähnlich sind wie Zwillinge, auch ähnliche Vorlieben bei der Partnerwahl entwickeln. Aber weit gefehlt. Die Partner von Zwillingen – ein- und zweieiigen gleichermaßen – waren sich nicht ähnlicher als die von zufällig ausgewählten, nicht verwand-

Verliebtheit wird überschätzt. Auch eine arrangierte Ehe kann beide Partner glücklich machen

ten Individuen. In einem zweiten Experiment fragte Lykken die Partner der Zwillingspaare, ob sie sich theoretisch auch in den jeweils anderen Zwilling hätten verlieben können. Egal ob sie mit eineiigen oder zweieiigen Zwillingen zusammen waren, nur jeder zehnte Partner beantwortete die Frage mit Ja. Das ist exakt dasselbe Ergebnis, wie wenn man statt nach dem Zwillingsgeschwister nach dem Nachbarn fragt. In wen wir uns verlieben, so Lykkens Folgerung, hat wenig mit individuellen Prädispositionen oder „Beuteschemen“ zu tun, seien sie nun durch die Gene oder die Umwelt geprägt – sondern vor allem damit, zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen zu sein.

Wozu dann die anstrengende Verliebtheit? Sie dient als eine Art Praktikumsplatz. Um es mit den Worten von David Lykken zu sagen: Ein von der ersten Attraktion zusammengewürfeltes Paar kann die Jahre nutzen, in denen es von der erotischen Anziehung zusammengehalten wird, um herauszubekommen, ob man sich auf Dauer auch wirklich etwas zu sagen hat.

So kratzt die Wissenschaft an sicher Geglaubtem. Auch Pairfam wird sich weiter am Zerstören von Beziehungsmythen beteiligen, auch wenn es um scheinbar eindeutige Resilienzfaktoren geht. Kinder, zum Beispiel: Die, das scheint offensichtlich, machen ein Paar unter dem Strich glücklicher. Kaum ein Vater und kaum eine Mutter würde dies, direkt gefragt, bestreiten. Stimmt aber gar nicht, sagen die Forscher: Sobald Kinder ins Leben eines Paares treten, geht es mit der Beziehungszufriedenheit steil bergab – und nimmt nach dem Auszug der Kinder in aller Regel wieder zu.

Kann es sogar sein, dass am Ende nicht einmal unsere vielleicht tiefste Sehnsucht, nämlich die, überhaupt als Paar durchs Leben zu gehen, für unser Lebensglück einen Unterschied macht? Den Psychologen scheint nichts heilig zu

sein: In neuen Studien wollen sie herausgefunden haben, dass sich die „Glückskurve“ von Einzelgängern der von Verpaarten immer mehr annähert. Aber das ist eine andere Geschichte; eine, die auf der gesellschaftlichen Ebene spielt und die mit der Erforschung der Paar-Mechanik nur noch mittelbar zu tun hat.

Sobald ein Paar Kinder bekommt, geht es mit der Zufriedenheit in der Beziehung steil bergab

Dagegen gibt es einen anderen Pairfam-Befund, der mich persönlich am meisten irritiert. Er lautet: „Die Korrelation von Stabilität und Zufriedenheit ist sehr mäßig.“ Für den Nicht-Statistiker: Ob ein Paar sich trennt oder zusammenbleibt, hängt nur zum kleinsten Teil davon ab, wie glücklich die beiden miteinander sind.

Wie bitte? Das heißt doch nichts anderes als: Die meisten Paare sind nicht zusammen, weil sie sich miteinander wohlfühlen, sondern aus irgendwelchen sonstigen Gründen. Weil sie etwa in ein Haus investiert haben oder in Kinder und ihre Beziehung damit schwerer kündbar geworden ist. In der Statistik werden solche Paare als „stabil“ geführt, im Gegensatz zu denen, die „gescheitert“ sind.

Aber gibt es ein größeres Scheitern, als eine Beziehung aufrechtzuerhalten, die nicht mehr lebendig ist? Sind die, die sich trennen, am Ende einfach die Mutigeren? Die sich dem Risiko stellen, ein neues Glück zu suchen, mit oder ohne neuen Partner?

Vielleicht ist es das letzte und ultimative Zeichen, dass das Immunsystem

der Liebe noch funktioniert, wenn es das Abgleiten in den herz- und hirntoten Zustand einer dauerhaft unglücklichen Beziehung verhindert, die nur noch durch innere und äußere Zwänge am Leben gehalten wird. Vielleicht zeigt sich die Resilienz einer Liebe dann dadurch, dass sie ein Ende finden kann. Ein Ende, das seiner ursprünglichen Idee, dem Klang und der Melodie des Wortes Liebe würdig ist.

Herzlichen Dank für Ihre Teilnahme.“ Ich habe mein letztes Kreuzchen gemacht, nämlich bei der Frage: „Wie zufrieden sind Sie gegenwärtig – alles in allem – mit Ihrem Leben?“ Auf dem Monitor lese ich: „Wir hoffen, dass Ihnen das Interview Spaß gemacht hat!“ Herr Beese packt seinen Laptop ein, mit meiner Geschichte darin, verschlüsselt und codiert, ein anonymer Datensatz mit 1429 Variablen, und macht sich damit auf die Reise. Meine Daten werden im Mannheimer Rechenzentrum zusammenfließen mit denen der vielen Tausend anderen Befragten – gemeinsam werden sie ein Meer von 21 Millionen Datenhäppchen bilden, und jedes

Jahr werden noch einmal so viele dazukommen, zwölf Jahre lang.

Was werden die Daten dann entschlüsseln?

Werden sie eine Antwort geben auf die große Frage, die Johannes Huinink und seine Kollegen aus der Pairfam-Projektleitung am meisten umtreibt: Ob – und unter welchen Umständen – sich die Ära der Zweier-Partnerschaften in unserer Netzwerk-Gesellschaft noch wird behaupten können?

Werden die Daten erklären helfen, woher sie kommt, die Melodie der Liebe? Meine Melodie der Liebe, dieses mon amour, das mich schon ein halbes Leben begleitet und immer wieder zu diesem Menschen zieht, den der reine Zufall mir in den Weg gestellt hat, sie, die genauso gut die Liebe eines anderen hätte werden können, wie sie jetzt meine ist. Sie, die eigentlich gar nicht mein Typ ist, so wie ich nicht ihrer bin. Die keine Märchenprinzessin ist und auch keine Schönheitskönigin. Die manchmal ganz schön nerven kann, dickköpfig und gefühlsduselig wie sie ist. Die mich doch nicht loslässt, die mich trägt und hält – mon amour, meine Liebe. □



Ausblick in eine Zukunft zu zweit: Ulrich Renz, 50, ist mit seiner Kirsten, hier im gemeinsamen Heim in Lübeck, seit 26 Jahren zusammen. Das Paar hat drei Kinder – und viele Hochs und Tiefs überstanden. Renz' beruflicher Werdegang verlief ebenfalls nicht immer stetig, aber glücklich: In Paris studierte er Sprachen, in Lübeck Medizin, arbeitete als Arzt, um dann doch als Verleger Karriere zu machen. Heute ist er als Autor tätig, verfasst Kinder- und Jugendbücher, vor allem aber Sachbücher (u. a. „Schönheit – eine Wissenschaft für sich“).